

Erschienen in: KiTa aktuell ND 6/2008, S. 131-135

Die Entwicklung einer neuen Lernkultur

Ergebnisse des AWO-Projekts LernOrt KiTa in Neumünster (2)

Auf dem Weg zu einer neuen Lernkultur in Kindertageseinrichtungen wurden im AWO-Projekt LernOrt KiTa in Neumünster Bausteine für partizipative Bildungskonzepte entwickelt. In diesem Beitrag geht es darum, wie sozial benachteiligte Eltern mit Migrationshintergrund an dieser Entwicklung beteiligt werden konnten.

Rüdiger Hansen

Koordinator des AWO-Projekts LernOrt KiTa

Bildung wird in Deutschland nach wie vor sozial vererbt. Den Institutionen öffentlicher Bildung gelingt es kaum, familiär bedingte Bildungsbenachteiligungen auszugleichen. Bildung beginnt in der Familie; und die Familie hat eine große und lang anhaltende Bedeutung für die Bildung eines Kindes. Dort werden die Grundlagen gelegt, auf denen alle weiteren Bildungsprozesse aufbauen. Daher erscheint es erstrebenswert, dass Kindertageseinrichtungen als erste öffentliche Bildungseinrichtungen mit den Müttern und Vätern der Kinder zusammenarbeiten und die kindliche (Selbst)Bildung gemeinsam unterstützen. Der vorliegende Beitrag veranschaulicht, warum eine Beteiligung der Eltern für die Entwicklung partizipativer Bildungskonzepte besonders wichtig ist und was pädagogische Fachkräfte tun können, um Eltern mit Migrationserfahrungen in diese Entwicklung einzubinden.

Partizipation von Kindern verlangt auch Partizipation von Eltern

Das AWO-Projekt LernOrt KiTa in Neumünster ging davon aus, dass Partizipation ein Schlüsselprozess für gelingende Bildungsförderung in Kindertageseinrichtungen ist, und räumte daher den Kindern in den Modelleinrichtungen grundlegende Beteiligungsrechte ein (vgl. den ersten Teil dieser Artikelreihe in KiTa aktuell ND 2/2008). Diese erforderten aus Sicht der pädagogischen Fachkräfte auch eine Beteiligung der Eltern. Wollten die Fachkräfte beispielsweise den Kindern das Recht zugestehen, selbst zu entscheiden, ob sie beim Spielen im Außengelände eine Jacke oder eine Mütze tragen wollen, konnten sie sich leicht ausmalen, dass Mütter oder Väter irritiert oder gar verärgert reagieren würden, wenn sie unvermittelt mit den möglichen Folgen dieses zugestandenen Selbstbestimmungsrechts konfrontiert würden: mit leicht – aus Elternsicht womöglich zu leicht – bekleideten Kindern auf einem zugigen Spielplatz an einem wolkenverhangenen Tag. Viele Eltern würden die scheinbare Nachlässigkeit der Fachkräfte nicht gut heißen. Einige würden vielleicht offen ihrem Unmut Ausdruck verleihen, andere sich stillschweigend abkehren, ihr Kind streng ermahnen, sich wärmer anzuziehen, oder in letzter Konsequenz sogar ihr Kind abmelden. Jedenfalls würde das fragile Beziehungsdreieck zwischen den Kindern, ihren Eltern und den pädagogischen Fachkräften drohen aus der Balance zu geraten.

Partizipation von Kindern in Kindertageseinrichtungen verlangt daher immer auch eine Beteiligung der Mütter und Väter. Was aber bedeutet das, wenn Eltern die partizipativen konzeptionellen Vorstellungen der pädagogischen Fachkräfte nicht ohne weiteres teilen? Wie können Erzieherinnen gegenüber Eltern bestehen, die in diesen Fragen selbstbewusst ein

konsequentes Durchgreifen der Fachkräfte fordern? Wie können sie Eltern einbinden, die sich schweigend zurückhalten oder abwenden? Und wer entscheidet letztlich über die konzeptionelle Entwicklung einer Kindertageseinrichtung?

Wie weit geht die Beteiligung der Eltern?

Die Standards, die im Schleswig-Holsteinischen Modellprojekt „Die Kinderstube der Demokratie“ für die Partizipation von Kindern in Kindertageseinrichtungen (in Anlehnung an Schröder 1998) entwickelt wurden, bieten auch Anhaltspunkte für die Beteiligung von Müttern und Vätern. Partizipation von Kindern beginnt demnach, wenn die Kinder gut informiert sind, was wann und warum geschehen soll, und sich aufgrund dessen für oder gegen eine Teilnahme entscheiden können. Wird dieser Maßstab auf eine Beteiligung der Eltern angewendet, heißt das für das oben genannte Beispiel, ihnen muss nachvollziehbar erläutert werden, warum die Kinder in der KiTa künftig an der Frage, wie sie sich kleiden, beteiligt werden sollen, und sie müssen diese Neuerung zumindest akzeptieren. Sind derartige Rechte erst einmal eingeführt und werden neuen Eltern vor einer Anmeldung ihres Kindes als konzeptionelle Grundlagen vorgestellt, bleibt diesen die freie Entscheidung, ob sie ihr Kind unter diesen Bedingungen in dieser KiTa betreuen lassen wollen oder nicht.

Die Entwicklung partizipativer Bildungskonzepte verlangt also (wie jede grundlegende Neuerung), dass die Fachkräfte wissen, was sie warum tun (wollen), und dies auch anderen, insbesondere Müttern und Vätern, vorstellen und begründen können. Wenn sie die Kinder selbst entscheiden lassen wollen, ob sie draußen eine Jacke tragen wollen oder nicht, könnten Fachkräfte Eltern erläutern, dass ihr Ziel darin besteht, dass die Kinder, wenn sie zur Schule kommen, selbst einschätzen können, wie sie sich der Witterung angemessen kleiden. Denn dann wird ihnen niemand mehr sagen, was sie in der Pause anziehen sollen; dann sollen sie es allein beurteilen können. Da das Wärmeempfinden aber, wie nahezu alles, was die Sinne, die Gefühle oder die Bedürfnisse eines Menschen betrifft, individuell sehr unterschiedlich ist, muss jedes Kind für sich selbst herausfinden, wann es eine Jacke oder eine Mütze benötigt. Damit ein Kind, wenn es auf sich selbst gestellt ist, diese Frage für sich angemessen beantworten kann, muss es nicht lernen, wann Erwachsene es für angemessen halten, dass alle Kinder eine Jacke tragen, sondern es muss sich mit sich selbst auseinandersetzen und für sich erleben, wann es gut tut, sich etwas überzuziehen. Kinder können nur lernen, wann sie eine Jacke brauchen, wenn sie auch einmal ohne Jacke zu frieren beginnen. Sie müssen diese Grenze berühren und auch einmal überschreiten, um sie später rechtzeitig zu erkennen. Die Fachkräfte könnten noch hinzufügen, dass sie die Kinder dabei nicht sich selbst überlassen. Kinder, die fragen, ob sie eine Jacke anziehen müssen, werden vielleicht gebeten, selbst nachzusehen, wie kalt es draußen ist, oder die Jacke mitzunehmen und anzuziehen, wenn sie sie brauchen. Und Kinder, die dann ohne Jacke in einer schattigen Ecke im Sand buddeln, werden durchaus angesprochen und gefragt, ob ihnen nicht kalt sei. Nur: Die letzte Entscheidung darüber wird ihnen nicht abgenommen, denn – so der dänische Familientherapeut Jesper Juul (1997, S. 209) – „wenn man über ausreichend lange Zeit etwas für Menschen tut, was sie an sich selbst können, werden sie hilflos und abhängig“.

Den Kindern wird also eine eigene Entscheidung zugestanden, aber sie werden damit nicht allein gelassen. Die Fachkräfte gestalten und begleiten den Meinungsbildungsprozess, aufgrund dessen die Kinder erst entscheidungsfähig werden. Auch dieses Prinzip der Kinderbeteiligung lässt sich auf eine Beteiligung der Eltern zum Beispiel an der Klärung der Kleidungsfrage übertragen. Erst die Erläuterungen der pädagogischen Fachkräfte schaffen eine fachliche Grundlage für den Meinungsbildungsprozess der Mütter und Väter, in den dann auch deren Bedenken einfließen können. Eltern sind in der Regel keine professionellen

Pädagogen, verfügen also meist nicht über das fachliche Wissen, das eine abgewogene Entscheidung in konzeptionell-pädagogischen Fragen ermöglicht. Die Intentionen und die Handlungsweisen der Fachkräfte erschließen sich ihnen nicht von allein beim Anblick ihres leicht bekleideten Kindes auf dem Spielplatz. Dieser Anblick macht ihnen sicher eher Sorgen, dass ihr Kind erkranken und welche Auswirkungen das auf ihre Berufstätigkeit haben könnte. Es liegt in der Verantwortung der Fachkräfte, einen Aushandlungsprozess mit den Eltern zu gestalten, in dem sowohl ihre fachlich-pädagogischen Beweggründe als auch die Interessen der Eltern berücksichtigt werden. Im besten Fall werden solche konzeptionellen Fragen in einem ergebnisoffenen Dialog zwischen Fachkräften und Eltern gemeinsam entschieden. So wird in der AWO-KiTa Bollerwagen zu diesem Recht der Kinder, das grundsätzlich in der KiTa-Verfassung verankert ist, zu Beginn jedes Kindergartenjahres von den Fachkräften und den Eltern gemeinsam eine „Ausführungsverordnung“ erarbeitet, in der dann beispielsweise Kindern, die gerade von einer Krankheit genesen sind, dieses Recht aberkannt wird (vgl. Schubert-Suffrian 2007).

So ein konstruktiver Dialog zwischen Fachkräften und Eltern während eines intensiven Elternabends in einer Kooperationseinrichtung im Projekt LernOrt KiTa, der DRK-KiTa Nepomuk, hatte zur Folge, dass wenige Tage später ein kunterbunt gekleidetes und glücklich strahlendes Mädchen in der Einrichtung erschien und stolz verkündete: „Weißt du was?! Heute durfte ich ganz allein aussuchen, was ich anziehe.“ Ihre Mutter hatte offensichtlich nicht nur nachvollziehen können, welche Bedeutung Partizipation für die Bildung von Kindern hat, sondern daraus auch Konsequenzen für ihre eigenen Beiträge dazu gezogen.

Damit solche Dialoge zustande kommen, braucht es nicht nur selbstsichere, fachlich kompetente und dialogbereite pädagogische Fachkräfte, sondern auch Eltern, die bereit und in der Lage sind, sich als gleichwertige Partner in den Dialog einzubringen. In vielen Kindertageseinrichtungen ist das nicht selbstverständlich. Insbesondere dort, wo viele Familien sozial benachteiligt sind und Migrationserfahrungen haben, beklagen Fachkräfte häufig eher ein „mangelndes Interesse“ und „fehlendes Engagement“ der Mütter und Väter. Sollen unter diesen Umständen partizipative Bildungskonzepte eingeführt werden, müssen meist erst die Voraussetzungen für einen Dialog zwischen Fachkräften und Eltern geschaffen werden. Wie dies gelingen kann, war im Projekt LernOrt KiTa Inhalt des Bausteins „Partizipation von Eltern mit Migrationshintergrund“.

Wie kann Partizipation von Eltern mit Migrationshintergrund gelingen?

In der AWO-KiTa Zwergenland stellte im Jahr 2002 die „Elternarbeit“ für die pädagogischen Fachkräfte ein Problem dar, unter dem die gesamte pädagogische Arbeit litt. Die KiTa Zwergenland besteht seit 1996 im Vicelinviertel, einem Stadtteil, in dem Menschen aus 20 verschiedenen Nationen leben. Die Einrichtung besuchen regelmäßig ca. 80 Kinder aus 12-15 Nationen, die in vier Gruppen betreut werden. Der „hohe Ausländeranteil“ erschwerte aus Sicht der Fachkräfte die Zusammenarbeit mit den Eltern und verhinderte eine angemessene Förderung der Kinder. Die Eltern gaben ihre Kinder kommentarlos ab, verhielten sich leise und unauffällig und waren rasch wieder verschwunden. Es wurde wenig miteinander gesprochen und wenn doch, dann schien kaum wirkliche Verständigung stattzufinden. Die Fachkräfte meinten bei vielen Kindern Entwicklungsdefizite zu erkennen, diesen aber nicht ausreichend entgegenwirken zu können, da keine entsprechende Kommunikation mit den Eltern möglich schien. Hätten sie damals den Kindern das Recht eingeräumt, ohne Jacke auf den Spielplatz zu gehen, wären – so vermuten die Fachkräfte heute – viele Kinder nicht länger in ihre Obhut gegeben worden.

Das Team suchte sich in dieser Situation fachlich kompetente Beratung im Institut für interkulturelles Training (*ifit*) in Kiel und setzte damit eine Entwicklung in Gang, die im Projekt „LernOrt KiTa“ weitergeführt wurde und heute als Modell für die interkulturelle Öffnung einer Kindertageseinrichtung gelten kann (vgl. Schmidt 2005; Dannenmann 2006). Wenn sich heute Mütter und Väter aus allen in der Einrichtung vertretenen Nationen selbstbewusst und offensiv mit den pädagogischen Fachkräften über die Entwicklung und Bildung ihrer Kinder auseinandersetzen und Kinderbeteiligung nicht nur akzeptieren, sondern sogar begrüßen und zum Teil zu Hause praktizieren, ist dies im Wesentlichen darauf zurückzuführen, dass das Team das Verhalten der Eltern in der Einrichtung neu beurteilte und die Verantwortung dafür übernahm, die Zusammenarbeit anders als bisher zu gestalten.

Entscheidung für eine interkulturelle Öffnung

Die interkulturelle Öffnung der KiTa Zwergenland begann mit einer Sensibilisierung des Teams für die Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten. So sprach die Beraterin zu Beginn einer Sitzung mit den Fachkräften konsequent nur türkisch, bis nach ca. zehn Minuten die ersten Kolleginnen aufstehen und gehen wollten, weil sie es nicht aushielten nichts zu verstehen, beziehungsweise scheinbar nicht verstanden zu werden. Sie erlebten in dieser Übung, wie bedrückend es sein kann, sich nicht sprachlich verständigen zu können. Dieser Eindruck wurde vertieft, als sie an mehreren Tischen ein Kartenspiel spielten, ohne dass miteinander geredet werden durfte. Die Sieger der ersten Runden wechselten dann an die Nachbartische. Was sie nicht wussten, war, dass dort nach anderen Regeln gespielt wurde. So entstanden verwirrende Auseinandersetzungen um die geltenden Regeln zwischen denen, die an ihrem Tisch geblieben waren, und denen, die neu dazu gekommen waren – ohne die Möglichkeit, diese mittels verbaler Kommunikation auflösen zu können. Die Dazugekommenen, die ihren Herkunftstisch als Sieger verlassen hatten, wirkten sichtbar verunsichert, während die am Tisch beheimatete Mehrheit auf ihren vermeintlichen Unverstand verständnislos oder ärgerlich reagierte. Die Reflektion dieser Selbsterfahrungen des „Fremd-Seins“ auf die Situation von Migrantinnen und Migranten, die sich auch in einem neuen Kontext (z.B. einer Kindertageseinrichtung) zurecht finden müssen, ohne die geltenden Regeln und Normen zu kennen und ohne sich verbal genügend darüber verständigen zu können, wirkte nachhaltig auf das Einfühlungsvermögen der pädagogischen Fachkräfte in die Mütter und Väter in der Einrichtung.

Informationen über die unterschiedlichen Aufenthaltsbedingungen und die damit ggf. verbundenen Auflagen verdeutlichten den Fachkräften zudem, in welchem unsicherem Status viele Einwanderer in Deutschland leben. Sie begannen nachzuvollziehen, dass die existenzielle Abhängigkeit von staatlichen Institutionen, die ihren Aufenthalt legitimieren und reglementieren, zur Vorsicht diesen gegenüber führen kann. Und da es in vielen Herkunftsländern keine Kindertageseinrichtungen in der hier üblichen Form gibt, werden diese unter Umständen als obrigkeitliche Einrichtungen missverstanden und ebenfalls mit Skepsis betrachtet.

Diese Sensibilisierung führte dazu, dass die Fachkräfte begannen, die Situation in der KiTa aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Sie erkannten, dass es nachvollziehbare Gründe für die vorsichtige Reserviertheit der Eltern geben mochte und dass das scheinbar mangelnde Interesse und Engagement nicht auf die bloße Tatsache zurückzuführen war, dass viele Mütter und Väter einen Migrationshintergrund hatten. Was der Entwicklung eines partnerschaftlichen Dialogs zwischen Eltern und Fachkräften entgegenstand, schien eher die offensichtliche Skepsis und Sprachlosigkeit zu sein, mit der beide Seiten sich begegneten. Diese Erkenntnis beendete die Lähmung der Fachkräfte angesichts der Situation in der KiTa und eröffnete neue

Wege pädagogischen Handelns. Sie sahen es nunmehr als ihre professionelle Aufgabe an, die Einrichtung für Eltern aller Nationen so zu öffnen, dass eine vertrauensvolle Zusammenarbeit möglich werden würde. Damit war die Grundlage für eine nachhaltige Haltungsänderung der pädagogischen Fachkräfte entstanden, die sich unmittelbar auszuwirken begann. Sie begegneten den Müttern und Vätern nun aufmerksamer, zugewandter, entgegenkommender, akzeptierender und konnten bald spüren, wie sich die Stimmung in der Einrichtung veränderte.

Ziele und Inhalte der interkulturellen Öffnung

Der Prozess der interkulturellen Öffnung stellte das Team vor viele offene Fragen: Was wollen wir verändern? Was soll so bleiben, wie es ist? Welchen Raum wollen wir anderen Kulturen einräumen? Was ist im interkulturellen Diskurs verhandelbar und was nicht?

Bei der Suche nach Antworten auf diese Fragen orientierten sich die Fachkräfte immer wieder an ihrem Ziel, eine Zusammenarbeit mit den Eltern zu entwickeln, die eine gemeinsame Unterstützung der Selbstbildungsprozesse der Kinder ermöglichte. Sie gingen davon aus – und der Erfolg bestätigte sie darin – dass das verbindende Glied zwischen den Fachkräften und den Eltern, wie auch unter den Eltern selbst (auch unter den türkischen und kurdischen, irakischen und iranischen, kosovo-albanischen und serbischen), das gemeinsame Interesse an einer guten Betreuung der Kinder sei. Damit erteilten sie einer „Multikulti-Romantik“ eine Absage, die eine interkulturelle Öffnung der KiTa auf eine folkloristische Ausstattung mit Samowaren, Festen mit internationaler Küche und afrikanische Trommelworkshops beschränkt hätte. Interkulturelle Öffnung bedeutete für sie in erster Linie, mit allen Eltern, gleich welcher Herkunft, in einen Austausch, einen Dialog darüber zu kommen, was eine gute Betreuung ausmacht, wie die Entwicklung und Bildung der Kinder bestmöglich gefördert werden kann und wie sich die KiTa und die Eltern am besten dafür engagieren können.

Daraus leiteten sie die inhaltlichen Schwerpunkte des Öffnungsprozesses ab. Sie wollten Eltern dabei unterstützen, emotionale und sprachliche Barrieren abzubauen. Sie wollten einen kontinuierlichen und verlässlichen Dialog mit den Eltern initiieren und aufrechterhalten. Und sie wollten dazu beitragen, Informationsdefizite auszugleichen. Mit diesen ersten Schritten hofften sie die Eltern als Unterstützer für die Bildungsprozesse der Kinder zu aktivieren und eine aktive Beteiligung der Eltern in der KiTa zu fördern.

Konkrete Maßnahmen zur interkulturellen Öffnung

Emotionale und sprachliche Barrieren abbauen

Um mögliche emotionale Barrieren der Mütter und Väter mit Migrationserfahrungen beim Betreten der Einrichtung abzubauen, wurden durch raumgestalterische Maßnahmen erste Signale installiert, dass kulturelle Vielfalt hier begrüßt werde. Dazu dienten u.a. ein Mobile im Eingangsbereich mit dem Schriftzug „Herzlich Willkommen“ in allen jemals in der Einrichtung vertretenen Sprachen, eine Weltkarte im Büro, auf der jede aktuell in der Einrichtung vertretene Nation mit einem entsprechenden Fähnchen gekennzeichnet ist, oder ein interkultureller Kalender in der Elternecke, in dem gemeinsam mit den Eltern alljährlich die Feste der verschiedenen Kulturen verzeichnet werden. Die Elternecke wurde insgesamt einladender gestaltet; beispielsweise stand dort jetzt stets Kaffee bereit. Eine Selbstverständlichkeit sollte es ferner ohnehin sein, dass Fremde, die die Einrichtung betreten, von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern freundlich begrüßt und zu ihrem Ziel geleitet werden.

In der KiTa Zwergenland ist es inzwischen auch eine Selbstverständlichkeit, dass alle Sprachen gesprochen und respektiert werden und nach Bedarf für Übersetzung gesorgt wird. Schon beim ersten Kontakt werden Eltern mit nicht-deutscher Muttersprache ggf. dazu ermuntert, selbst eine erwachsene Person ihres Vertrauens zum nächsten Gespräch mitzubringen, die ausreichende Deutschkenntnisse besitzt, um eine umfassende Verständigung sicher zu stellen. Das Team ist mittlerweile multikulturell zusammengesetzt, so dass einige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, aber oft auch andere Eltern übersetzen können. Auf die Übersetzung durch Kinder in Gesprächen zwischen den Erwachsenen wird dagegen bewusst verzichtet, um diese nicht zu Gesprächspartnern in Themen zu machen, mit denen sie überfordert wären. Diese achtungsvolle Form der interkulturellen Kommunikation erfordert von allen Beteiligten viel Geduld und Akzeptanz, insbesondere bei Elternabenden, wenn die Inhalte in alle notwendigen Sprachen übersetzt werden.

Einen kontinuierlichen, verlässlichen Dialog gestalten

Schon allein vor dem Hintergrund der sprachlichen Hürden lassen sich individuelle, allgemeine und spezifische pädagogische Themen mit den meisten Eltern in der Regel nicht in Tür- und Angelgesprächen klären. Daher zieht sich ein kontinuierlicher und verlässlich organisierter Dialog zwischen den Fachkräften und den Eltern wie ein roter Faden durch die Kindergartenzeit jeder Familie.

Dieser wird eingeleitet durch ein intensives Aufnahmeverfahren, in dem sich zwei Fachkräfte für jede Familie zwei Stunden Zeit nehmen. Wie immer wird ggf. im Vorfeld für Übersetzung gesorgt. Dabei führt eine Fachkraft zeitweise allein ein Gespräch mit den Eltern, um das Kind aus ihrer Sicht von der Schwangerschaft bis zum aktuellen Zeitpunkt kennen zu lernen, während die andere Fachkraft parallel eine kurze Sequenz mit dem Kind in einer vorbereiteten Umgebung gestaltet und dabei erste Eindrücke gewinnt. Bei einem anschließenden Schnuppertag erläutern die Fachkräfte den Eltern ausführlich die Arbeitsweise der KiTa. Dieses Verfahren ermöglicht eine sehr persönliche Kontaktaufnahme und schafft für die Eltern und die pädagogischen Fachkräfte eine Grundlage für das gemeinsame zukünftige Handeln.

Anschließend finden über jedes Kind regelmäßige Gespräche zwischen den Fachkräften und den Eltern statt, die sich besonders im ersten und im letzten KiTa-Jahr eines Kindes in Einzelfällen fast täglich wiederholen können. Den Fachkräften ist daran gelegen, gemeinsam mit den Eltern zu verstehen, wie die Entwicklung und die Bildung des Kindes voranschreiten. Ein zusätzliches Problem besteht darin, dass sich der Anteil von Eltern aus allen Nationen, die Analphabeten (zumindest in deutscher Sprache) sind, in der Einrichtung stets zwischen 30% und 50% bewegt. Daher werden schriftliche Informationen an die Eltern nach Möglichkeit in Verbindung mit non-verbale Symbolen oder einem persönlichen Gespräch vermittelt. Zusätzlich haben die Fachkräfte mit den Eltern verabredet, dass sie selbst sich darum kümmern, schriftliche Mitteilungen, die für sie am Kleiderfach ihres Kindes hängen, zu verstehen. Praktisch geschieht dies meist, indem die Eltern das Gespräch mit anderen Müttern und Vätern oder den pädagogischen Fachkräften suchen.

Informationsdefizite ausgleichen

Der für deutsche Fachkräfte und Eltern meist nachvollziehbar und praktisch strukturierte KiTa-Alltag bringt für Menschen aus anderen Ländern oft fremde Themen und Abläufe mit sich. Viele Eltern etwa aus Russland, Mazedonien, dem Libanon, dem Kongo oder Brasilien haben andere Handlungsmuster und Strukturen kennen gelernt, viele Begrifflichkeiten sind gänzlich unbekannt. Was ist ein Elternabend? Warum soll mein Kind im Kindergarten übernachten? Was geschieht da? In der KiTa Zwergenland achten die Fachkräfte aufmerksam darauf, ob (Fach-)Begriffe oder Abläufe den Eltern vor dem Hintergrund ihrer Sozialisationserfahrungen in unterschiedlichen Traditionen und Kulturen eventuell

unverständlich sein könnten, und bemühen sich darum, diese zu erklären. Zu verstehen, was wann und warum geschieht, macht Menschen – kleine wie große – sicherer und handlungsfähiger.

Auswirkungen der interkulturellen Öffnung

Inzwischen gestalten die Eltern den Dialog mit den Fachkräften aktiv mit: Sie nehmen Entwicklungsgespräche verlässlich wahr, nehmen zunehmend zahlreicher an Elternabenden und -nachmittagen teil, fragen selbst nach und lassen sich interessiert pädagogische Inhalte erklären, um die Entwicklung ihres Kindes in der Kindertageseinrichtung besser zu verstehen. Auch die ersten Workshop-Angebote einer Elternschule waren gut besucht. Es ist jetzt eher die Ausnahme, dass Eltern nach dem Aufnahmeverfahren ihr Kind in der KiTa nur „abgeben“ wollen, ohne Interesse an der Entwicklung und Bildung ihres Kindes und der pädagogischen Arbeit zu zeigen.

Das wirkt sich auch dahingehend aus, dass viele Eltern einer speziellen Förderung ihres Kindes durch die fachtherapeutischen Kooperationspartner der KiTa offener gegenüber stehen als zuvor. Sie lassen ihren Kindern mit viel weniger Vorbehalten und Ängsten vermehrt Frühförderung, Ergotherapie, Krankengymnastik, Sprachheiltherapie etc. zukommen.

Auch in eigener Sache treten die Eltern zunehmend selbstsicherer auf. So nutzen jetzt täglich 8-10 Mütter unterschiedlicher Herkunft die Elternecke zum intensiven Austausch untereinander und mit den Fachkräften. Eine türkische Mutter wies die KiTa verantwortungsbewusst darauf hin, dass dort im Ramadan weniger Kaffee benötigt wird. Überwiegend Frauen nehmen an einem Sprachkurs teil, der in der Einrichtung speziell für Eltern angeboten wird, die (zumindest in deutscher Sprache) nicht lesen und schreiben können. Und einige Männer fanden bei der Leitung Unterstützung im Gespräch mit der Arbeitsagentur, als sie über den Ehrverlust klagten, der für sie damit verbunden sei, ihre Familie nicht mehr selbst ernähren zu können. Auch im Elternbeirat der KiTa spiegelt sich nun die Nationenvielfalt wider. Der Elternbeirat engagiert sich über das übliche Maß hinaus, wenn er beispielsweise Eltern bei Gesprächen in der Einrichtung und bei Behördengängen als Übersetzer zur Seite steht.

Die Aktivierung der Eltern als Unterstützer der (Selbst)Bildung ihrer Kinder und Beteiligte am Alltagsgeschehen der KiTa durch die interkulturelle Öffnung der Einrichtung bereite den Boden, um sich mit den Eltern auch über komplexe pädagogische Themen wie den Zusammenhang von Partizipation und Bildung austauschen zu können, etwa am Beispiel der Frage, ob Kinder das Recht haben sollten, selbst zu entscheiden, ob sie auf dem Außengelände eine Jacke tragen wollen oder nicht. Die Fachkräfte konfrontierten die Mütter und Väter bei der Einführung ihrer KiTa-Verfassung u.a. mit dieser Frage und ihren Beweggründen für dieses Anliegen. Die Eltern formulierten ihre Bedenken, ließen sich aber überzeugen und trugen die gemeinsame Entscheidung bis heute mit.

Den Kindern gelingt es unter den so entstandenen Umständen leicht Brücken zwischen Elternhaus und KiTa zu bauen, womit Loyalitätskonflikte von vorn herein wenig Raum einnehmen; und ihre Eltern können zu Hause besser auf die Ideen eingehen, die die Kinder aus der KiTa mitbringen. So konnte ein fünfjähriges, türkisches Mädchen in ihrer Familie durchsetzen, dass wie im Kindergarten eine Konferenz stattfand, auf der darüber verhandelt wurde, ob sie an der alljährlichen Ferienfreizeit mit zwei Übernachtungen an einem 20 km entfernten See teilnehmen dürfe. Wie glücklich und stolz war sie, als sie dabei die Zustimmung ihrer Mutter und ihres Vaters erringen konnte.

Fazit

Partizipation und interkulturelle Öffnung folgen denselben Prinzipien. Sie müssen von den professionellen pädagogischen Fachkräften beschlossen und gestaltet werden. Sie funktionieren nur auf der Grundlage gegenseitiger Anerkennung und beiderseitiger Bereitschaft, sich kontinuierlich und verlässlich auf einen offenen Dialog einzulassen. Das Team der KiTa Zwergenland unterzieht sich daher alljährlich im Rahmen seiner Studientage einem interkulturellen und seit dem Projekt LernOrt KiTa auch einem partizipativen „Selbsttest“.

Literatur

Dannenmann, Elisabeth (2006): Partizipation der Eltern in einer multikulturellen Kita, in: KiTa spezial, Nr. 3 (Partizipation als Querschnittsaufgabe), S. 40-42

Juul, Jesper (1997): Das kompetente Kind, Reinbek

Schmidt, Elisabeth (2005): Interkulturelle Öffnung in einer Kindertageseinrichtung, in: KiTa aktuell ND, Ausgabe 11, S. 230-233

Schröder, Richard (1998): Progressiv, dynamisch, mit Phantasie, aber sachlich. Oder: Wie effizient Kinder Städte planen, in: Bildungswerk „anderes lernen“ e.V. – Heinrich-Böll-Stiftung Schleswig-Holstein (Hrsg.): Von Kindern Lernen. Partizipation im Kleinkindalter, Kiel, S. 74-84

Schubert-Suffrian, Franziska (2007): „Anziehen, was ich will“, in: TPS - Theorie und Praxis der Sozialpädagogik, Heft 10 (Konzepte (weiter)entwickeln), S. 31-32